

Charakteristisches
Landschaftsbild im
mittleren Taubertal
bei Weikersheim: Bei
Elpersheim gliedern
bewachsene Stein-
riegel den Hang.



Reinhard Wolf Der Kulturlandschaftspreis 1995 des Schwäbischen Heimatbundes *

67 Bewerbungen sind für den Kulturlandschaftspreis 1995 eingegangen und haben der siebenköpfigen Jury die Auswahl schwer gemacht. Die auf großen Tischen ausgebreiteten Bewerbungsunterlagen zeugten von einer Vielfalt an Aktivitäten und von einem überaus erfreulichen Engagement vieler Gruppen und Einzelpersonen für die Erhaltung unserer Kulturlandschaft. Es hat weh getan, eine um die andere Bewerbungsmappe auf die Seite legen zu müssen und sich auf sieben Preisträger festzulegen. Es wäre ohne weiteres zu rechtfertigen gewesen, auch 50 Auszeichnungen zu verteilen! Dies als Trost all denjenigen, die leer ausgegangen sind; 1996 gibt es ja erneut die Chance, eine der mit 2000 DM dotierten Ehrungen des vom Schwäbischen Heimatbund gemeinsam mit dem Württembergischen Sparkassen- und Giroverband ausgelobten Kulturlandschaftspreises zu erhalten.

Am Morgen des 2. November 1995 hatte es in dem über 800 Meter hoch liegenden, zu Meßstetten gehörenden Ort Tübingen den ersten Schneeregen des Jahres gegeben. Doch als am Nachmittag die

über zweihundert Teilnehmer der Preisverleihung zur Obstbaumpflanzung schritten und sich bei der Besichtigung der gepflegten Wacholderheiden ein Bild von den Verdiensten des Tübingen Heimatvereins Kohlraisle machten, erfüllte strahlender, wenn auch kaum mehr wärmender Sonnenschein den Talkessel an den Quellen der dem Neckar zueilenden Schlichem und der zur Donau fließenden Bära. Bei dem anschließenden Festakt in der Mehrzweckhalle von Tübingen – weitere hundert Gäste waren dort hinzugekommen – wurden die Leistungen der Preisträger gewürdigt und ihre Tätigkeitsfelder vorgestellt.

*Steinriegellandschaft «Leitenbuckel»
bei Weikersheim-Elpersheim im Main-Tauber-Kreis*

Wer im Schloßpark Weikersheim einen Rundgang macht, hebt selten sein Auge über Blumenrabatten, Brunnen und Orangerie hinaus. Tut er es doch, fällt sein Blick auf den linken Hang des Taubertales in Richtung Elpersheim und auf ein Mosaik aus streifenförmigen Wiesen und Hecken. Dieser amphitheaterförmige Tauberbogen, gleichsam die Landschaftskulisse für den Schloßpark Weikersheim, ist das preisgekrönte Gebiet. Rund 40 Hektar

* Ansprache des Vorsitzenden der Jury bei der Preisverleihung am 2. November 1995 in Meßstetten-Tübingen.

groß ist der Steilhang, der in den Flurkarten *Mutzenhorn* heißt, den die Einheimischen aber *Leitenbuckel* nennen. Eigentlich eine Doppelbezeichnung, denn unter Leite versteht man im fränkischen Taubertal gemeinhin jene steilen Buckel, an denen man sich kaum auf den Füßen halten kann! Zwischen 25 und nahezu 50 Prozent beträgt die Hangneigung an diesem rund 100 Meter hohen Hang, und man muß selbst einmal dort gewesen sein, um einschätzen zu können, was es heißt, auf den schmalen, steilen Grundstücken arbeiten zu müssen!

Unter den von oben bis unten den Steilhang durchziehenden Heckenstreifen verbergen sich Steinriegel, ungeheure Massen lockerer Muschelkalkbrocken aller Größen, die im Verlauf von Jahrzehnten, ja Jahrhunderten in mühseliger, geradezu unendlicher Handarbeit entlang der Grundstücksgrenzen aufgehäuft wurden. Angelegt wurden diese Steinriegel, um den flachgründigen Muschelkalkhang für den Weinbau nutzbar zu machen. Man geht davon aus, daß dies im 15. und 16. Jahrhundert geschehen ist. Aber nicht nur, um überhaupt eine Wirtschaftsfläche zu haben, wurde mühsam Stein für Stein aus der Erde herausgelesen. Die Steinriegel hatten auch eine ganz praktische Bedeutung, nämlich die des Wärmespeichers.

Mancher wird verwundert sein, daß man vor Jahrhunderten schon von derartigen Dingen wußte, aber die Erfahrung hat unsere Vorfahren gelehrt, wo guter und wo weniger guter Wein gedeiht. Die Wärmeabstrahlung, vor allem im Herbst, begünstigte die aufgrund der Nordlage nicht gerade von der Sonne verwöhnte Traubenqualität und verbesserte den Hastrunk. Man darf davon ausgehen, daß die harte Handarbeit in früheren Zeiten lohnend war, denn Nordhänge ergeben bekanntlich mehr Ertrag an Trauben als Südhänge, und wenn dann durch die Steinriegel der Wind gebremst und das Kleinklima durch Wärmeabstrahlung verbessert werden konnte, dann kam im Herbst beim Kelteren schon etwas Trinkbares heraus.

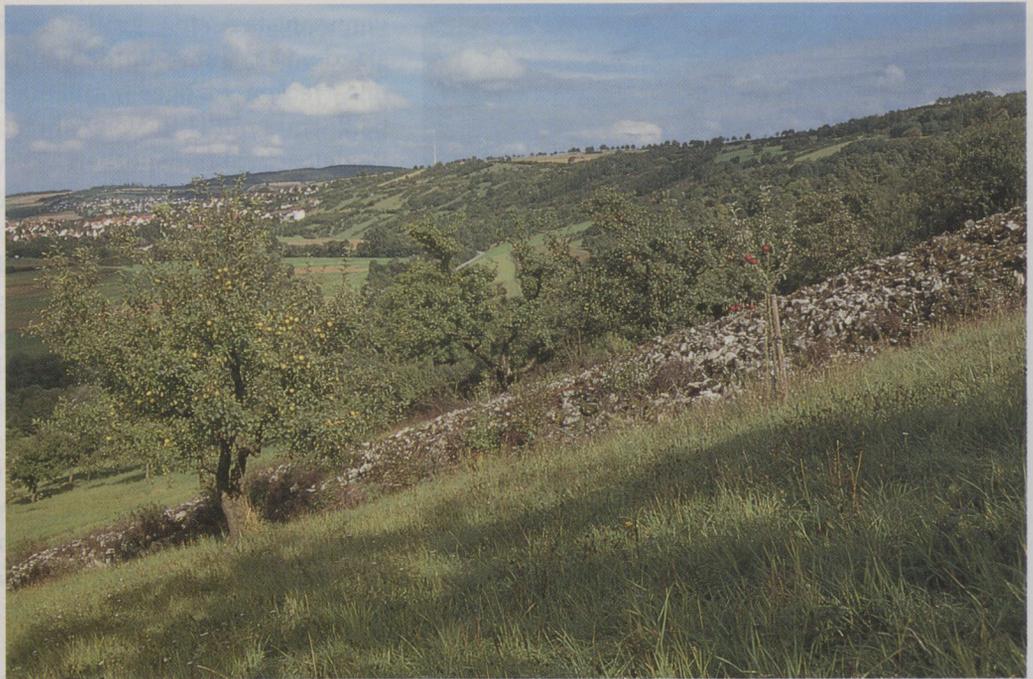
Natürlich wurde damals jeder Bewuchs kurz gehalten, denn Hecken hätten ja die Wärmeabstrahlung verhindert. Erst mit der Aufgabe des Weinbaus in den Jahren 1900 bis 1930 entstand das heutige landschaftsprägende Bild. Ackerbau ist an dem Steilhang schon wegen der Gefahr der Abschwemmung des bißchen Erde nicht möglich, Obstbau rentiert sich an einem solchen Nordhang nicht, und so bleibt nur die Möglichkeit der Wiesennutzung und Beweidung. Nun ist der Leitenbuckel beileibe nicht der einzige Hang im Taubertal, der als ehemaliger Weinberg von alten Steinriegeln durchzogen ist. Doch bewirtschaftet und gepflegt wird nirgends

mehr ein Hang dieser Ausdehnung; wer anderswo Steinriegel sehen will, muß meist in dichtes Gesträuch kriechen, oder aber er findet sie an mittlerweile vollständig bewaldeten Hängen. Angewiesen ist man auch in Elpersheim heute keineswegs mehr auf das Gras zwischen den Hecken des Leitenbuckels, und insofern ist es tatsächlich das Werk von etwa einem Dutzend Idealisten, die in der Bewirtschaftung des Leitenbuckels eine von den Vorfahren übernommene Verpflichtung und nicht etwa ein unternehmerisch gewinnbringendes Handeln sehen. So versteht sich von selbst, daß die Parzellen nicht gedüngt werden. Ins Bild paßt auch, daß die Möglichkeit, im Flurbereinigungsverfahren einen neuen Erschließungsweg zu bauen oder sonstige Erleichterungen bei der Bewirtschaftung vorzusehen, vor Jahren von den Eigentümern abgelehnt wurde.

Heute ist der Talbogen Mutzenhorn Naturschutzgebiet. Das ist hier als eine prophylaktische Maßnahme und als Auszeichnung zu verstehen, es ist nicht aus Mißtrauen gegenüber den Eigentümern geschehen, als ob diese hier «Unfug» machen wollten oder könnten. Im Rahmen der Unterschutzstellung wurden rund 150 Pflanzenarten, über 50 Brutvögel, zwölf Säugetierarten und zahlreiche andere Reptilien-, Insekten- und Schneckenarten festgestellt. Wie könnte es anders sein, ist man versucht zu sagen, in einer so reich gegliederten Kulturlandschaft! Vegetationsfreie Flächen auf den Steinriegeln, auf denen bestenfalls Moose und Flechten gedeihen, wechseln ab mit randlichen Stützmauern, trockenheitsverträglichem Gebüsch, regelrechten Heckenzügen und reich gegliederten Säumen gegen das Wirtschaftsland – bekanntlich die für zahlreiche Tier- und Pflanzenarten wichtigsten Lebensräume!

Auch heute und zukünftig erfordert der Leitenbuckel schweißtreibende Handarbeit; nur ganz beschränkt lassen sich in den kleinparzellierten Steillagen Mähmaschinen einsetzen. Man kann nur hoffen, daß dieses Dutzend Idealisten die Kraft behält, ihre Heimat weiterhin so zu bewirtschaften, und daß diese Landschaftspflege nicht auch eines Tages wirtschaftlichen Zwängen zum Opfer fällt. Die Förderung dieses Idealismus und dieser Kulturlandschaft müßte eigentlich den EG-Fachleuten mindestens genauso viel Fördermittel wert sein, wie sie europaweit in immer neue Intensivierungsmaßnahmen stecken. Da dies aber nicht der Fall ist, versuchen der Schwäbische Heimatbund und der Württembergische Sparkassen- und Giroverband, dieses Versäumnis der Europapolitik etwas auszugleichen! Auch der Wunsch des Ortschaftsrates Elpersheim,

Elpersheim:
Steinriegel in einer
Nahaufnahme.



daß das über Jahrzehnte hinweg selbstverständliche Engagement der Elpersheimer Landwirte für die Erhaltung von Natur und Kultur weit über die Gemarkungsgrenzen hinaus bekannt werde, wird mit der Preisvergabe erfüllt.

Hohlweg und Heckenlandschaft bei Pfedelbach und Öhringen im Hohenlohekreis

Wer heute auf der Autobahn Heilbronn – Nürnberg oder auf den gut ausgebauten Straßen durch die Öhringer Landschaft braust, der ahnt nicht, welche landschaftlichen Idyllen es hier gibt. Dazu muß man schon zu Fuß die Gegend durchstreifen, wie es ja beim Schwäbischen Albverein Brauch ist. Dessen Öhringer Ortsgruppe hat sich vor einem Jahrzehnt eines heckengesäumten Hohlweges angenommen, diesen überhaupt erst wieder begehbar gemacht und seither gehegt und gepflegt.

Wer sich in unserer Kulturlandschaft auskennt, weiß, daß Hohlwege meistens uralte Wege sind. So auch hier: Das Wegstück im Süden von Öhringen beim dortigen Wasserturm ist Teil einer alten Verbindung zwischen Öhringen und Michelbach; das Ohrntal wurde bei der Stegmühle im Norden von Oberrohrn gequert. Ja, ein Blick auf die Landkarte zeigt, daß dieser Weg sogar überörtliche Bedeutung hatte, denn auch nach Waldenburg und Schwäbisch Hall ging früher von Öhringen aus die kürzeste Verbindung durch diesen Hohlweg, dann östlich von Michelbach den Eselpfad hinauf auf die Keuperhöhe. Sicher haben nicht nur Fußgänger und

Reiter den Weg benutzt, sondern auch zahlreiche Fuhrwerke.

Wie der Hohlweg entstand, ist einfach zu erklären: Der alte Weg quert hier einen flachen Höhenrücken. Durch ständiges Befahren wurde das weiche Keupermaterial von den Hufen der Zugtiere und von den Eisenrädern der Fahrzeuge gelockert und beim nächsten Regenguß trotz des nur flachen Gefälles abgeschwemmt. Im Lauf der Jahre landete da mancher Kubikmeter Erde in den Talmulden. Es ist zu vermuten, daß dieses Wegstück bei den Benutzern nicht im besten Ruf stand, denn sicher war der Weg oft aufgeweicht, schmierig und bei Tauwetter hin und wieder grundlos und unbenutzbar. Die Böschungen des Hohlweges waren früher unzweifelhaft reine Grasböschungen, wahrscheinlich sogar immer wieder von durchziehenden Schafherden abgeweidet. Und daß die Hecken so dicht und hoch stehen wie heute, ist zweifelsohne auch erst eine Erscheinung der letzten Jahre, denn es ist noch nicht lange her, da wurde Heckengesträuch entlang öffentlicher Wege immer mal wieder abgehauen, zu «Wellbüschele» gebunden und zum Feuern ins Backhaus gebracht oder in private Öfen gesteckt.

Hohlwege haben allüberall dasselbe Schicksal: Den heutigen Verkehrsverhältnissen längst nicht mehr angemessen und ersetzt durch zwar längere, aber wesentlich bequemere Straßen führen sie im wahrsten Sinne des Wortes ein Schattendasein, wenn sie nicht irgendwann als Müllplatz mißbraucht wurden und heute längst dem Erdboden gleichgemacht sind. Zahlreiche Beispiele für



Hohlweg – ein besonderes Wegstück im Süden von Öhringen beim Wasserturm.

verfüllte Hohlwege gibt es – auch in der Öhringer Gegend!

Als offizieller Müllplatz diente der Hohlweg auf Gemarkung Pfedelbach nie, aber dennoch landeten im Lauf der Jahre Fässer, Traktor- und Lastwagenreifen, eine alte Kartoffelwaschmaschine, Stachel-drahtrollen und viel anderer Unrat in diesem Hohlweg abseits vielbefahrener Straßen und abseits des öffentlichen Interesses. Schließlich wurde der Weg sogar ganz unbenutzbar: Zu dichtes Gesträuch und Müllhaufen machten ein Begehen unmöglich. Ja, es kam sogar so weit, daß der markierte Albvereinsweg verlegt werden mußte! Nicht viel hat gefehlt, und wie in anderen Fällen wäre die Unratbelastung so groß geworden, daß man vielleicht einige Tage lang Erdaushub dorthin gefahren und den Hohlweg eingeebnet hätte.

Den unerfreulichen Zustand konnten die Mitglieder der Öhringer Albvereinsgruppe im Herbst 1986 nicht mehr mit ansehen, und so kam an einem Ad-

ventssamstag eine größer angelegte Aktion zustande. Der Unrat wurde von rund 30 Helfern aus den Hecken gezogen – eine nicht allzu schöne Arbeit! – und mit Hilfe von Fahrzeugen der Gemeinde Pfedelbach abtransportiert. Die völlig ineinander verschlungenen Sträucher mußten ausgesägt, zerkleinert und ebenfalls abtransportiert werden. Der rund 350 Meter lange und im Bewußtsein der Bevölkerung und der Gemeindeverwaltung in Vergessenheit geratene Hohlweg wurde an diesem Tag erstmals seit Jahren wieder begehbar gemacht, und mancher staunte, welche vergessene Idylle da wieder erstanden war.

Heute führt der 430 Kilometer lange Württembergische Weinwanderweg des Schwäbischen Albvereins von Aub über Heilbronn und weiter nach Esslingen durch diesen Hohlweg. Zu jeder Jahreszeit ist es ein Erlebnis, diesen Weg zu benutzen: Im Winter bei Schnee, im Frühjahr zur Schlehenblüte, im Hochsommer in schattiger Kühle und im Herbst mit reifen Schlehenbeeren, Hagebutten und buntem Herbstlaub. Am angenehmsten ist es an einem heißen Julitag in dem von Sträuchern überwölbten, tunnelartigen Wegstück: Wenn es draußen in der Feldflur drückend heiß ist und das Gehen schwerfällt, herrscht hier eine angenehme, etwas feuchte, geradezu erholsame Kühle. Kurzum, was entstanden oder vielmehr gerettet wurde, ist eine zwar kleine, aber in ihrer Eigenart einzigartige Idylle.

Nun ist die Durchführung einer derartigen «Aktion Hohlweg» nicht gerade etwas Weltbewegendes. Doch bekanntlich bleibt es oft bei derart einmaligen Aktionen. Nicht so bei der Öhringer Albvereinsgruppe. Jahr für Jahr schaut man seither im Spätherbst nach dem Rechten, lichtet Sträucher aus, bevor sie überaltert zusammenbrechen oder den Weg wieder unbegehbar machen. Auch wird jeder Unrat – Müllsünder gibt es ja leider nach wie vor – sofort entfernt.

Entstanden ist so ein Kleinod in der Öhringer und Pfedelbacher Umgebung, und alle Beteiligten können zurecht stolz sein auf dieses Fleckchen gerettete Heimat. Die Jury empfand diese über nunmehr ein Jahrzehnt andauernde Patenschaft für ein Stück Kulturlandschaft, für ein Stück Heimat nachahmenswert und deshalb preiswürdig.

*Wacholderheidellandschaft Volkmarsberg,
Oberkochen im Ostalbkreis*

Der Volkmarsberg ist ein beliebter und bekannter Zielpunkt für Wanderungen am Albtrauf bei Aalen und Oberkochen. Wer vom dortigen Aussichtsturm des Schwäbischen Albvereins den Rundblick ge-

nießt, der sieht außerhalb der von Weidbuchen und Wacholdern geprägten Lichtung rund um den Turm ins obere Kochertal und in die Aalener Bucht, ins Brenztal und über die weiten Wälder und Rodungsinseln der Ostalb. Ein landschaftlich herausragender Punkt also, den wohl jeder Albwanderer kennt.

Wer den Volkmarsberg besucht, nimmt das dortige Landschaftsbild als selbstverständlich hin: niederes Gras, locker, geradezu malerisch verteilte säulenförmige Wacholderbüsche, prächtige, freistehende Buchen, ein vielfältig gestufter Waldsaum, nackte Felsen, ebenfalls malerisch in die Heide gestreut. Wer im Frühling den Volkmarsberg besucht, kann sich an den unzähligen blaublühenden Frühlingsenzianen, hier *Schusternägele* genannt, erfreuen, ebenso an Knabenkräutern und Schlüsselblumen, die der sonst übers Jahr für den unbefangenen Spaziergänger etwas öd wirkenden Heide reizvolle Farbtupfer geben.

Wer von den zahlreichen Besuchern kann sich vorstellen, wie die Kuppe des Volkmarsbergs vor zwei Jahrhunderten aussah? Wahrscheinlich würden wir alle erschrecken, wenn uns ein Video aus jener Zeit vorgeführt werden könnte: völlig kahle Heide überall mit weitem Ausblick auf die ebenso kahlen Höhenrücken des Braunenbergs und der anderen

benachbarten Berge, hin und wieder mal eine schattenspendende Buche für die Schafe, selten oder überhaupt keinen Wacholder, vielleicht einmal ein paar verbissene Schlehenbüsche. Die Schafweidelandschaft früherer Zeiten können wir uns nicht karg genug vorstellen, und wenn heute auf dem Volkmarsberg nackte Felsen zutage treten, so ist das sicher mit eine Folge der andauernden Erdabschwemmung infolge jahrhundertelanger Überweidung und Waldverwüstung.

Von Überweidung und Waldverwüstung kann heute nicht mehr gesprochen werden, vielmehr hat sich durch die seit ungefähr 1800 ständig abnehmende Zahl an Schafen die Vegetation langsam wieder diese Anhöhen erobert. Was wir heute auf dem Volkmarsberg als Freifläche sehen, das ist – zusammen mit den anderen Wacholderheiden der Alb – der letzte Rest einer einst viel weitflächigeren offenen Weidelandschaft. Wie gesagt, wir Heutigen können uns bei noch so viel Phantasie kein Bild mehr von dieser kargen, «öden», unwirtlichen und dabei doch bis in die hintersten Winkel ge- und übernutzten Landschaft machen.

Hätte man der natürlichen Entwicklung ungehindert freien Lauf gelassen, wäre der Volkmarsberg heute ein geschlossener Wald. Vielleicht würde man hin und wieder im dichten Gehölz noch einige ab-



Luftaufnahme des Volkmarsbergs bei Oberkochen auf der Ostalb samt Aussichtsturm. Der Wald bedrängt deutlich sichtbar die Wacholderheide.

sterbende Wacholderbüsche sehen und einige starke, völlig eingewachsene Buchen bestaunen und sagen: Die sind einst im Freiland aufgewachsen, hier muß Schafweide gewesen sein! So ergeht es dem Kenner der Landschaftsgeschichte ja nicht selten in den Albwäldern im Angesicht mächtiger, ausladender Buchen. Würde man die Heide auf dem Volkmarsberg sich selbst überlassen, so würde es nur wenige Jahre dauern, bis aus verfilzendem Gras Schlehen, Hartriegel und Haselnuß hochkommen. In etwa zwei Jahrzehnten aber würde sich flächig Gehölz ausbreiten, und in spätestens weiteren zwei Jahrzehnten wäre nur noch ein geschlossener Wald zu sehen.

Als der Volkmarsberg 1938 Naturschutzgebiet wurde, war er noch wesentlich offener als heute. 1949 wurden Richtlinien festgelegt für die künftige Behandlung des Schutzgebietes; heute würde man sagen: Ein Pflegeplan wurde erarbeitet. Schon vor Jahrzehnten hat die Naturschutzverwaltung des Landes auf dem Volkmarsberg Pflegemaßnahmen durchgeführt, zu dicht werdendes Gehölz entfernt und die Schäferei gefördert. Doch keine noch so gut betriebene Schäferei kann ohne mechanische Pflegemaßnahmen eine Heide auf längere Sicht freihalten. Das war früher schon so, als hin und wieder durch Gemeindearbeiter Gehölz gehauen und jedes kleinste Hölzchen von der Bevölkerung zu Heizzwecken geholt wurde, und das ist heute mangels scharfer Beweidung erst recht so.

Nach den jahrelangen Bemühungen der Bezirksstelle für Naturschutz Stuttgart um die Offenhaltung des Volkmarsbergs hat sich nun vor einigen Jahren die «Landschaftspflegemeinschaft Volkmarsberg» zusammengefunden, in der jeder Beteiligte seinen Beitrag leistet: Die Stadt Oberkochen als Grundeigentümer des rund 70 Hektar großen Geländes stellt jedes Jahr 20 000 DM für Pflegemaßnahmen zur Verfügung, was bei heutiger Kassenlage der Gemeinden nicht selbstverständlich ist. Das zuständige Forstamt übernimmt die größeren Pflegemaßnahmen, wenn es beispielsweise um das Fällen von Bäumen geht, außerdem koordiniert und überwacht das Forstamt alle Pflegemaßnahmen. Der Schwäbische Albverein betreut das Gebiet, übernimmt Führung und Lenkung der Besucher und hilft ehrenamtlich bei den zahlreichen Handarbeiten, zum Beispiel beim Aufräumen nach größeren Pflegearbeiten. Schäfer Meidert schließlich beweidet die Fläche im Zug der Wanderschäferei und nimmt dabei wirtschaftliche Einbußen in Kauf, denn anderswo könnte er auf weniger kargem Boden mehr Futter für seine Tiere haben. Zudem unterhält er auf dem Volkmarsberg einen Pferchacker

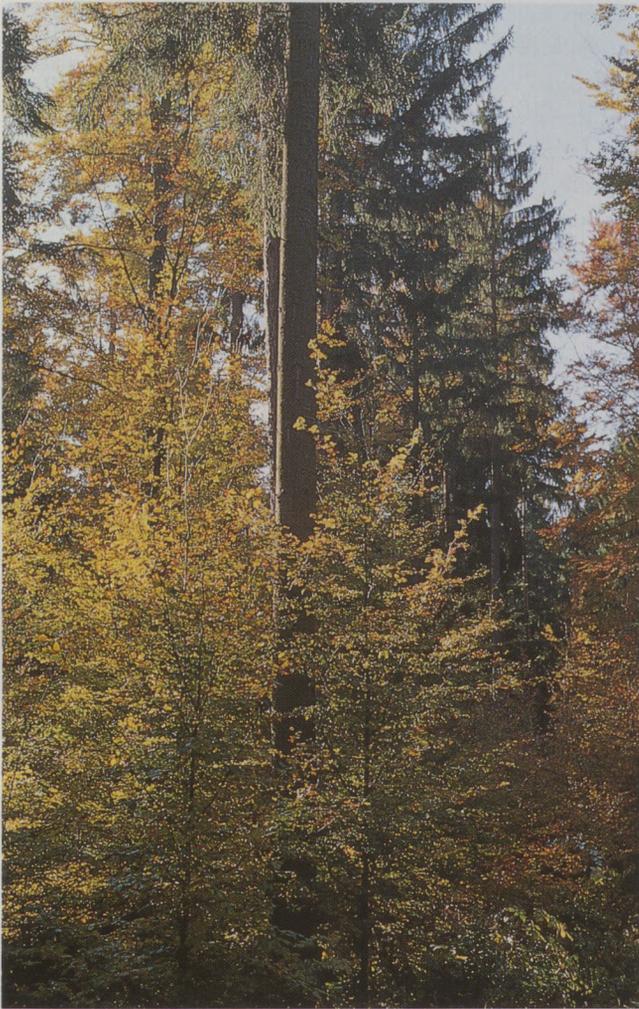
nach historischem Vorbild und hilft bei den Landschaftspflegearbeiten.

Vier Partner haben sich also zusammengefunden – zusammen mit der Naturschutzverwaltung sind es eigentlich fünf Partner – und halten eine traditionelle Wirtschaftsform aufrecht. Ein charakteristischer Ausschnitt der Kulturlandschaft der Schwäbischen Alb wird damit gesichert, und man könnte froh sein – ohne anderen, ähnlich gelagerten Pflegegemeinschaften dasselbe Lob nicht zukommen lassen zu wollen –, wenn auch in anderen Gemeinden und Gegenden der Alb ähnliche Zweckgemeinschaften entstehen würden.

Privatwald «Hillerische Edelburg» bei Gärtringen im Landkreis Böblingen

Die *Hillerische Edelburg* ist ein Waldgebiet, das schon auf der Kieserschen Forstkarte von 1680 so bezeichnet wurde, und das wohl jahrhundertlang nicht grundsätzlich anders bewirtschaftet wurde als die Wälder der näheren und weiteren Umgebung. Das änderte sich 1930, als Berthold Freiherr Hiller von Gaertringen zusammen mit seinem forstlichen Berater Dr. Dannecker begann, seinen bis dahin im üblichen Plentersaumschlagverfahren genutzten, etwa 92 Hektar großen Wald in möglichst enger Anpassung an die natürlichen Gegebenheiten zu bewirtschaften und nur noch Einzelstammnutzung durchzuführen. Diese auf die natürlichen Gegebenheiten ausgerichtete Wirtschaftsweise war weder damals, noch bis in die jüngere Vergangenheit allgemein üblich, es zählte in erster Linie der großflächig in absehbarer Zeit zu erwirtschaftende Ertrag. Auch wenn von Freiherr Hiller von Gaertringen die wirtschaftliche Seite keineswegs außer acht gelassen wurde – immerhin wurde und wird früher wie heute aus dem Wald ertrag das unter Denkmalschutz stehende Schloß unterhalten –, so war dies damals doch gewissermaßen ein neuer Denkansatz. Im Jahr 1950 schließlich wurden neben *nachhaltiger, höchster Werterzeugung und der Erhaltung bzw. Schaffung naturgemäßer Bestockung und Sicherung der Bodenfruchtbarkeit* Ziele in den Wirtschaftsplan aufgenommen, die aus einer der neuesten Broschüren der Landesforstverwaltung stammen könnten: *Gewährleistung der Waldschönheit, Schutz vor schädlichen klimatischen Einflüssen, Schutz der Steilhänge durch eine Waldbestockung mit dauernd gleichmäßig hohem Holzvorrat über die ganze Betriebsfläche.*

Der heutige Waldbesitzer, Hans Freiherr Hiller von Gaertringen, hat sich in den letzten Jahrzehnten ganz für die Ziele seines Vaters eingesetzt und dabei nicht nur in wirtschaftlicher Hinsicht, sondern



Oktober 1994: Naturverjüngung und gestufter Waldaufbau im Besitz der Freiherren Hiller von Gaertringen.

auch bei der naturgerechten Gestaltung des Waldes Fortschritte erzielen können.

Es würde zu weit führen, die Wirtschaftsweise des Hillerschen Betriebes im einzelnen zu schildern. Herausgestellt aber sei, daß durch eine gezielte Veredelungsauslese ein Waldbestand von hohem Wert entstanden ist, der zudem ein enorm vielfältiges Waldbild aufweist. Da *Kahlschläge durchweg unterbleiben* – so im Antragsschreiben –, entstehen weder große Wiederaufforstungsflächen noch arbeitsintensive Jungbestände. Auch das sogenannte Schwachholzproblem wird dadurch vermieden, das heute das Wirtschaftsergebnis vieler Forstbetriebe ungünstig beeinflußt, weil Schwachholz nicht kostendeckend verkauft werden kann. Menschliche Eingriffe werden im Hillerschen Wald auf das Lenken in die gewünschte Richtung beschränkt, was sich vor allem im Hinblick auf die durchweg betriebene Naturverjüngung zum einen kostengünstig auswirkt, zum anderen sich aber in einem gestuften

und vom herkömmlichen Altersklassenwald grundsätzlich verschiedenen Waldbild ausdrückt. Daß dieser Wald eine hervorragende ökologische Stabilität besitzt, eine wichtige ökologische Ausgleichsfunktion erfüllt und der Tier- und Pflanzenwelt besonders viele Lebensräume bietet, bedarf kaum der Erwähnung. Und wenn noch nicht alle Waldteile das gewünschte Aussehen haben, so beweist das nur, daß man im Wald sehr langfristigen denken muß und bei allen forstlichen Eingriffen nicht auf Jahre, sondern auf viele Jahrzehnte hinaus wichtige Entscheidungen trifft.

Die Stürme im Frühjahr 1990 haben zwar den Hillerschen Wald nicht verschont, und doch gab es einen wesentlichen Unterschied: Wo in noch nicht umgewandelten Fichtenaltbeständen manches geworfen wurde, hielten sich die Schäden in Grenzen, weil vorher schon gezielt auf Naturverjüngung hingearbeitet worden war, was kurz nach den Sturmereignissen bereits für einen hoffnungsvollen Grünsommer über den Kahlflecken sorgte.

Naturnahe Waldwirtschaft in einem Privatwald über sechs Jahrzehnte hinweg erschien der Jury auszeichnenswert, hebt sich die Hillerische Edelburg doch von anderen Waldungen deutlich ab und entspricht voll und ganz dem Leitbild, das sich die Landesforstverwaltung in ihren neuesten Broschüren selbst zum Ziel gesetzt hat. Daß derzeit zahlreiche Exkursionen der Landesforstverwaltung in den Hillerschen Privatwald führen, um den naturnahen Waldbau und seine Auswirkungen studieren zu können, mag zwar den Außenstehenden etwas wundern, aber immerhin ist auch das eine Auszeichnung und Anerkennung für jemand, der jahrzehntelang als Außenseiter angesehen, ja sogar manchmal belächelt wurde. Der Jury erschienen diese Verdienste um den naturnahen Wald vorbildgebend und auszeichnungswürdig.

Das Sulzbachtal, ein Schwarzwald-Hochtal bei Lauterbach-Sulzbach im Landkreis Rottweil

Das Sulzbachtal ist eines der schönsten Hochtäler des Mittleren Schwarzwaldes. Es wird noch so bewirtschaftet, daß den Anliegen der Landschaftspflege und des Landschaftsschutzes, den ökologischen wie auch den biologischen Erfordernissen einer Kulturlandschaft von höchstem Wert Rechnung getragen wird. Es ist eine Landschaft, wie es kaum vergleichbare in dieser Gegend gibt. Diese Sätze stammen aus dem Bewerbungsschreiben der Gemeindeverwaltung Lauterbach; und stünden sie nicht dort, hätten sie von der Jury so aufgesetzt werden müssen.

Nebenbei – wer Zweifel hat, ob das Sulzbachtal

zum Vereinsgebiet des Schwäbischen Heimatbundes gehört: Zwar gehört heute der Landkreis Rottweil zum Regierungsbezirk Freiburg, das Sulzbachtal aber bildete einst den westlichsten Zipfel des Königreichs Württemberg und war von drei Seiten vom Großherzogtum Baden umgeben. Diese etwas abseitige Lage – damals wie heute – ist vielleicht mit «schuld» daran, daß hier eine Kulturlandschaft die Zeiten überdauern konnte, die dem – relativ seltenen – Besucher heute fremd vorkommt.

Es ist tatsächlich eine herrliche Landschaft nordwestlich von Schramberg, und es gehört nicht viel Phantasie dazu, sich vorzustellen, wie diese Gegend aussehen würde, wenn die Bewirtschaftung aufgegeben würde oder wenn versucht würde, hier nach den heute allgemein üblichen wirtschaftlichen EU-Kriterien zu arbeiten: Entweder wäre hier bald geschlossener Wald oder aber es würden Moore trockengelegt und aufgefüllt, Hudewälder niedergemacht und Besenginsterheiden mit viel Dünger und mit Großmaschinen in Ackerland umgewandelt. Vielleicht würde man das eines Tages wieder bereuen, weil es doch nicht den Ertrag bringt, den

man sich erhofft hat. Dann aber wäre eine einmalige Landschaft unwiederbringlich verloren. Und so muß man sich bei den fünf Landwirten bedanken, die die Besenginster- und Waldweiden und die offene Landschaft nach traditioneller Art bewirtschaften – *mit viel Mühe und Feinfühligkeit*, um nochmals das Schreiben der Gemeinde Lauterbach zu zitieren. Auf der Gemarkung Lauterbach sind Einödhöfe typisch. Vielleicht hängt es damit zusammen, daß die Eigentümer ihre eigene Umgebung anders empfinden als Dorfbewohner; Tatsache ist jedenfalls, daß die Bauern der Lauterbacher Vogtsbauern-, Mooswald- und Spittelhöfe ihre Umgebung besonders lieben. So mühen sie sich ab, diese Landschaft nach traditionellem Herkommen zu bewirtschaften, und sie können sich so landschaftlicher Idyllen erfreuen, die anderswo längst dahin sind.

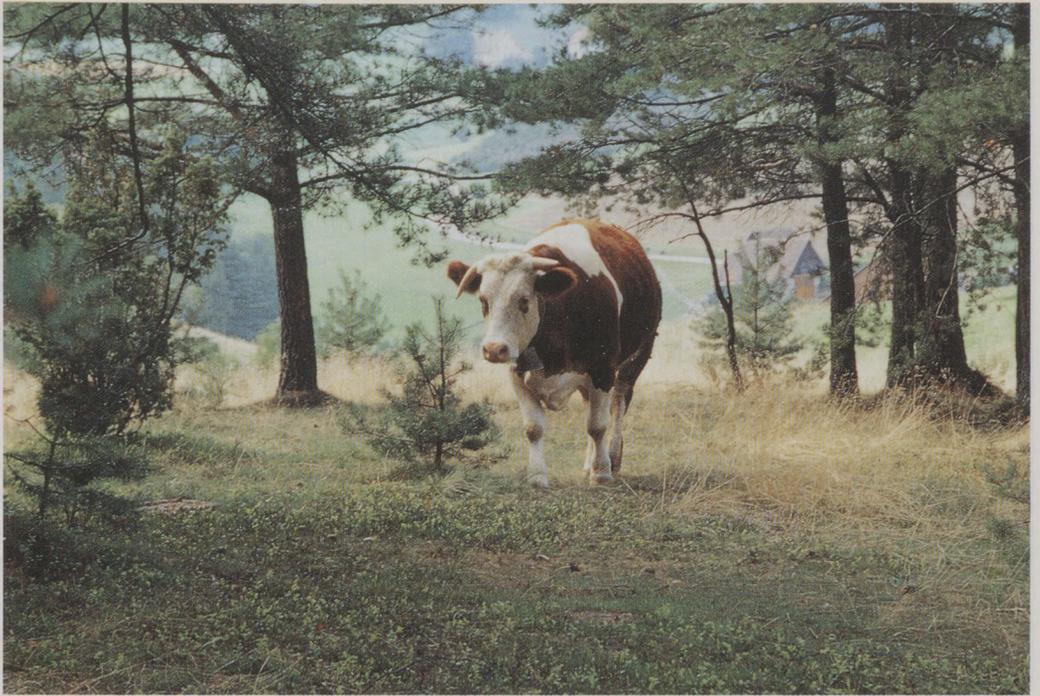
Neben der Feldgraswirtschaft, also einer Wechselwirtschaft zwischen Wiese und Acker, neben der Streuwiesen- und Wässerwiesennutzung herrschten im Raum Lauterbach vor allem die Reutbergwirtschaft und verschiedene Waldnutzungsformen vor. Unter Reutbergwirtschaft versteht man das drei- bis vierjährige Beackern eines Hanges und das anschließende Beweiden, bis dies der aufkommende Besenginster, Brombeere, Birke, Hasel usw. nicht mehr zulassen. Danach wurde als Brennholz genutzt, was zu nutzen war, der restliche Aufwuchs abgebrannt und die Asche in den Boden eingehackt, was wiederum ein mehrjähriges Beackern ermöglichte. Also auch eine Art «Dreifelderwirtschaft»! Daß diese Wirtschaftsweise eine allgemeine Verarmung der Böden und damit eine Veränderung der Baumartenzusammensetzung nach sich zog, versteht sich von selbst.

Unter den bis heute noch betriebenen Nutzungsformen seien vor allem die Hudewälder und die Ginsterheiden erwähnt, die in anderen Gegenden des Schwarzwaldes nur noch in letzten Resten vorhanden sind. Es kann also im Sulzbachtal vorkommen, daß dem Wanderer in den locker bestockten Kiefernwäldern, die nahtlos in Wacholder- und Ginsterheiden übergehen, plötzlich ein paar mit Glocken versehene weidende Rinder begegnen. Und genauso kann es sein, daß ein ganzer Trupp Rindvieh zwischen den blühenden Besenginsterbüschen weidet. Wo sonst gibt es das noch?

Der Erfolg dieser traditionellen Wirtschaftsweise ist, daß das charakteristische Landschaftsbild weitgehend erhalten werden konnte. Während an vielen anderen Orten geklagt wird, daß die einst offenen Wiesentäler mangels Pflege zu Waldtälern werden, daß die herrlichen Landschaftsbilder mit ihren zahlreichen Idyllen Zug um Zug verschwinden, hier im



Sulzbachtal, ein Hochtal im Schwarzwald, Gemarkung Lauterbach bei Schramberg im Kreis Rottweil. Eine Kuh sucht Futter im Hudewald, im locker bestockten Kiefernwald.



Linke Seite: Eine Seltenheit ist mittlerweile auch die Besenginsterweide, die man im hochgelegenen Sulzbachtal noch findet.

Sulzbachtal kann man das alles noch bewundern. Und was das Erstaunliche ist: Nicht etwa hochmoderne Bewirtschaftungsmethoden sichern das Landschaftsbild, nein, im Sulzbachtal geht es weitgehend nach traditioneller Sitte, auch wenn natürlich die Leute hier keinesfalls «hinter dem Mond» leben, sondern sich durchaus moderner Hilfsmittel bedienen.

Was man hier sehen und erleben kann, ist Pflege der Kulturlandschaft aus Passion. Man könnte ohne weiteres die eine oder andere Heide aufforsten und in wirtschaftlichen Ertrag setzen, man könnte die Hudewaldnutzung aufgeben und mit heutigen Methoden manche Heide zu Ackerland machen. Wenn es die Eigentümer dennoch nicht tun, so nicht etwa aus Trägheit oder «Hinterwäldlertum», sondern aus Überzeugung, daß heute nicht falsch sein kann, was sich jahrhundertlang bewährt hat. Erschwernisse bei der Bewirtschaftung werden in Kauf genommen, und offenbar ersetzt die «heile Landschaft» manche Mühe, die man mit ihr hat!

Schließlich gilt es noch, einige Kulturdenkmäler zu erwähnen, die wie zufällig in dieser Landschaft liegen und die nicht wie anderswo halbverfallen ihrem Einsturz entgegendämmern, sondern instandgehalten sind: die Mooswaldmühle mit laufendem Wasserrad, das Kapfhäusle mit schönem Bauerngarten oder, um ganz ins Detail zu gehen, eine aus zwei großen Steinen bestehende Brücke über den Sulzbach an einem Fußweg zwischen zwei Gehöften.

Wenn nun auf Vorschlag der Gemeinde Lauterbach fünf Landwirte mit dem Kulturlandschaftspreis ausgezeichnet werden, so muß erwähnt werden, daß sich auch rechts und links ihrer Gehöfte eine äußerst reizvolle Landschaft ausbreitet, die alle Züge einer intakten Kulturlandschaft aufweist. Das Sulzbachtal ist insgesamt ein kleines Paradies! Beispielfür das Fortführen der traditionellen Wirtschaftsweise ist allerdings der mittlere Teil des Sulzbachtals herausgegriffen worden, beispielgebend vor allem für andere Landwirte in anderen Gegenden!

Schafweiden rund um das Galthaus bei Albstadt-Ebingen im Zollernalbkreis

Man sollte dem Antragsschreiben des Amtes für Landwirtschaft, Landschafts- und Bodenkultur Balingen in einem Satz keinen Glauben schenken. Wenn da nämlich geschrieben steht, die Familie Rieckert schein *fast ebenso wie das Galthaus ein Relikt aus vergangenen Zeiten zu sein*, so muß dem widersprochen werden: Familie Rieckert steht mit beiden Beinen in der Wirklichkeit unserer Zeit, denkt aber vielleicht ein bißchen anders als viele Zeitgenossen, denen es nur ums liebe Geld geht und denen die Landschaft, in der sie dieses Geld verdienen, völlig egal ist.

Auch wer das Galthaus nahe der Straße von Ebingen nach Bitz etwa halbwegs der Strecke, umgeben von weitausladenden Buchen nahe am Waldrand,

kennt, wird nicht den Eindruck bekommen, hier leben Rückständige; immerhin existieren seit 1973 Wasser- und seit 1977 Stromanschluß. Und die Fernsehantenne beweist die Verbindung zur weiten Welt, wenn man den Fernseher als Indiz dafür anzuerkennen bereit ist und nicht Handy und Internetanschluß als das allein Fortschrittliche ansieht. Kurzum: Hier im Galthaus und in seiner wunderschönen Umgebung ist jemand zuhause, dem die Kulturlandschaft der Alb ein Anliegen ist und der auch etwas anders zu denken und zu handeln bereit ist, als es die meisten derjenigen tun, die zwar sonntags genau diese herrlichen Landschaften für ihr Freizeitvergnügen aufsuchen, werktags aber nichts dafür tun, daß diese Landschaften erhalten bleiben. Hier kann man noch die über Jahrhunderte gewachsene Verzahnung von Naturlandschaft, Kultur und Heimat sehen, hören, fühlen, atmen; und von wievielen Prozent unserer heutigen Kulturlandschaft kann man das behaupten?

Nachgewiesen ist das Galthaus seit 1386; das jetzige Haus wurde aber nach den noch vorhandenen Rechnungen im Jahr 1602 gebaut. Das als Eindachhaus errichtete Galthaus diente ursprünglich der Unterbringung des Gemeindegirten und der von ihm betreuten Jungviehherde. Als Galtvieh – daher der Name – bezeichnete man früher das Jungvieh, das als große Herde der gesamten Dorfgemeinschaft ein von der Gemeinde angestellter Hirte während der Sommermonate in einem abgelegenen, meist zu nichts anderem als zur Viehweide tauglichen Gelände zu hüten hatte. 1957 wurde das

gemeindeeigene Haus an den Vater Gottlieb Rieckert verpachtet, der damals mit 180 Schafen eine Wanderschäferei betrieb und sein Auskommen hatte. *Eine geräumige Wohnung mit vier Zimmern und einer Küche wird in den 50er Jahren beschrieben, der Wasserbedarf wird aus einer Zisterne vor dem Haus mit gesammeltem Regenwasser gedeckt. Bei großer Trockenheit muß das Wasser in der Stadt Ebingen beim Wasserkwerk geholt werden. Der elektrische Strom wird durch einen Dynamomotor selbst erzeugt. Ein bißchen Lebensanschauung hat nach den Worten von Gottlieb Rieckert dazu beigetragen, mit den Alltagsmühen an Waschbrett und Waschtrog und mit den holzkohlebeheizten Bügeleisen fertigzuwerden. Man darf vermuten, daß Familie Rieckert damals nicht unzufrieden war, wie dies heute vielleicht mancher meinen könnte. Schließlich muß man auch für den Beruf Schäfer irgendwie besonders geschaffen sein, denn dieser fordert auch heute noch dem Schäfer und seiner Familie manches ab, was andere Menschen nie und nimmer auf sich nehmen wollen.*

1993 errichtete die Stadt Albstadt ein neues Wirtschaftsgebäude beim Galthaus, um die Existenz der als Landschaftspflegebetrieb unverzichtbar gewordenen Schäferei zu sichern, denn 180 oder 250 Schafe können heutzutage keine Familie mehr ernähren, heute muß es schon mindestens die doppelte Anzahl sein. Seit dem gelungenen Neubau kann mit einer Herde von 400 bis 450 Mutterschafen und einer wesentlichen Erleichterung der Arbeitsbedingungen eine wirtschaftliche Schafhaltung betrieben werden. Als man nahe der Straße an einer



Das Galthaus bei Albstadt-Ebingen, hier das neue Wirtschaftsgebäude, der Stall von 1993. Gottlieb Rieckert inmitten seiner Schafherde.

Schafweide «Bitzer Berg»: Gottlieb und Hermann Rieckert, Vater und Sohn, bei der Wachablösung im Hütten der Schafherde.



geeignet erscheinenden Stelle einen Löschwasserteich ausbaggerte, stieß man auf die Auskleidung einer an dieser Stelle schon seit Urzeiten vorhandenen Hülbe, einer alten Regenwassersammelstelle. Den Bau des neuen Stalls hat übrigens auch die Stiftung Naturschutzfonds im Umweltministerium mitfinanziert – ein Beweis dafür, daß die Naturschutzverwaltung die Schäferei im Land nach Kräften unterstützt.

Hermann Rieckert, der Sohn, hat nun den Betrieb übernommen und ausgebaut. 135 Hektar Schafweide werden von der Familie Rieckert gepflegt. Drei Hektar Ackerland stehen zur Verfügung, dazu hin fünfzehn Hektar Grünland für das Winterheu. Zeitgemäße Maschinen erleichtern die Arbeit, die trotzdem – aber das ist bei allen Schäfern so – recht mühsam ist.

Der Jahresablauf der Familie Rieckert ist so: Von Mitte April bis Ende September wird die weitere Umgebung des Galthauses abgeweidet. Den Oktober verbringt Hermann Rieckert mit seinen Tieren in Albstadt-Margrethausen und die Monate November und Dezember im 50 Kilometer entfernten Remmingsheim. In den Monaten Januar bis April werden die Schafe im neuen Stall gehalten und mit Heu und Kraftfutter versorgt.

Die kuppige, von Wäldern gegliederte Heidelandchaft im Dreieck zwischen Ebingen, Bitz und Tailfingen muß man durchwandern, um ihren eigenartigen Reiz erfassen zu können. Wie schon gesagt, hier kann man Kulturlandschaft sehen, hören, fühlen, atmen! Die Familie Rieckert, die dieser Kul-

turlandschaft verhaftet ist, diese «nach alter Väter Sitte» pflegt und trotz aller Neuerungen bescheiden auf dem Galthaus lebt, gebührt Anerkennung und der Kulturlandschaftspreis!

Wacholderheiden auf der Albhochfläche um Meßstetten-Tieringen im Zollernalbkreis

Wenn man das Schreiben der Stadt Meßstetten und die Bewerbungsunterlagen des Heimatvereins Kohlraisle Tieringen durchsieht, reibt man sich verwundert die Augen: Da werden Wacholderheiden in einer Größenordnung gepflegt, die einen erstaunt, da werden hektarweise Halbtrockenrasen und typische Albmäher gemäht und abgeräumt, Obstbäume in großer Zahl und Hecken gepflanzt und gepflegt, und so ganz nebenbei wird auch noch das rund 15 Hektar große, im Eigentum des Schwäbischen Heimatbundes befindliche Naturschutzgebiet Irrenberg bei Balingen-Streichen jährlich in mehrtägigen Aktionen gepflegt – und das seit über 20 Jahren! Soll das tatsächlich ein Verein sein, der das alles schafft? Wo haben diese Leute eigentlich in Tieringen und Umgebung nicht die Finger mit im Spiel, fragt man sich? Und zwar voll und ganz im positiven Sinn, denn der Verein Kohlraisle wird seiner Bezeichnung «Heimatverein» im wahrsten Sinne des Wortes gerecht: Hier kümmern sich engagierte Leute um ihre Heimat, hier wird nicht nur geschwätzt, Papier beschrieben und an die öffentliche Hand Forderungen gestellt, sondern hier wird zugepackt und was geschafft.



Aktion Irrenberg am 10. August 1993: Freiwillige Naturfreunde rechen in diesem Naturschutzgebiet des Schwäbischen Heimatbundes das Mähgut zusammen und ziehen es auf Planen den Hang hinunter. Diese Aktion ermöglicht seit vielen Jahren der Heimatverein «Kohlraisle» in Meßstetten-Tieringen, dessen Mitglieder die vielen Hektar mähen.

Den Namen «Kohlraisle» muß man dem Nicht-Einheimischen erklären: Kohlraisle, vom Wort Rose abstammend, sind Traubenhyaazinthen, jene blau blühenden Frühlingsblüher, die auf Albheiden, aber auch anderswo im frühen Frühjahr aus dem braunen Gras lugen. Eigentlich ist es eine Pflanze der Weinberglandschaft in den Muschelkalktälern, aber auf der Alb kommt sie auch verbreitet vor. «Baurabüble» nennt man sie andernorts, *Muscari racemosum* ist der wissenschaftliche Name, der allerdings als Vereinsname nicht so glücklich wäre. In Erinnerung an den Tieringer Heimatdichter Matthias Koch, der ein nettes Gedicht über diese Pflanze verfaßt hat, hat sich der Verein 1952 bei der Gründung diesen Namen gegeben. 430 Mitglieder hat er zur Zeit, eine stattliche Zahl für das Alldorf Tieringen, die auch erklärt, weshalb so viele Aktivitäten möglich sind.

Es geht bekanntlich beim Kulturlandschaftspreis in erster Linie um konkrete Landschaftsausschnitte, und so soll hier stellvertretend für die zahlreichen Aktivitäten des Vereins die Wacholderheidelandschaft in unmittelbarer Nähe von Tieringen und dem Feriendorf Bittenhalde stehen. Alte Fotos zeigen in der direkten Umgebung des Ortes mehr oder weniger kahle Hänge, durchweg Schafweide, vor Jahrzehnten so stark beweidet, daß die lückige Vegetationsdecke die geringe Erdaufgabe nicht mehr halten konnte. Bei Regen wurde die Feinerde abgeschwemmt, Erosionsrinnen entstanden. Mit dem Nachlassen der Beweidung kam allmählich wieder

etwas Bewuchs auf, auch wurde an geeigneten Stellen aufgeforstet, und im Lauf der letzten Jahrzehnte entstand an den Steilhängen ein lockerer Gehölzbestand, der sich in einem Zwischenstadium zwischen Gebüsch und Wald befindet. An offenen Stellen gibt es Wacholder, Silberdisteln und Enziane. Kurzum, ein Mosaik ganz unterschiedlicher Pflanzengemeinschaften bedeckt heute die einstigen Schafweiden, und für zahlreiche seltene Tiere und Pflanzen sind die Hänge Lebens- und Rückzugsraum.

Vom Standpunkt der Vielfalt der Tier- und Pflanzenarten aus betrachtet, sind die derzeitigen mosaikartigen Übergangsstadien zwischen offener Heide und Wald geradezu ideal, naiv allerdings zu glauben, diese Stadien ließen sich allein durch mechanische Pflegemaßnahmen erhalten. Und doch braucht man weder Kahlschläge zu machen, um die einstmals offene Kulturlandschaft wieder zu schaffen, noch braucht man hilflos zuschauen, wenn die auf Licht und Wärme angewiesenen Tiere und Pflanzen infolge zunehmender Beschattung allmählich verschwinden: Gezielte Pflegemaßnahmen, mal kleinflächig, mal größer, fördern den genannten Mosaikcharakter dieser Landschaft. Und genau solche Mosaikbausteine schafft der Heimatverein Kohlraisle, tut damit einiges für das charakteristische Landschaftsbild und sichert der freilebenden Tier- und Pflanzenwelt gleichzeitig den Lebensraum. Sicher, wer die ökologischen Zusammenhänge nicht kennt, mag – je nach eigener Sichtweise – die Akti-

vitäten für überflüssig oder gar als nicht zu verantwortenden Eingriff in natürliche Abläufe betrachten. Wenn Motorsägen kreischen, Freischneidegeräte brummen und sich Leute an Samstagen hinter Mähmaschinen abschnitten, mag der eine oder andere vielleicht den Kopf schütteln und denken: Haben denn die nichts Besseres zu tun? Wer aber seine Heimatlandschaft kennt und liebt und nicht nur zuschauen will, wie sich ein lieb gewonnenes und gleichzeitig ein ökologisch ebenso wertvolles wie gefährdetes Landschaftsbild vor seinen Augen allmählich verändert, der engagiert sich in Tieringen im Heimatverein Kohlraisle!
Der Jury hat dieses Beispiel für Gemeinsamkeit, für

Tatkraft, Engagement und Heimatliebe aus allen eingereichten Unterlagen besonders imponiert. Wo gibt es einen zweiten Verein, der nach seiner Satzung nur *aktive Mitglieder* hat, weil man davon ausgeht, daß jeder etwas für die Ziele des Heimatvereins tun kann? In Tieringen nehmen die Einwohner das Schicksal ihrer Kulturlandschaft, ihrer Umgebung, ihrer Heimat selbst in die Hand. Öffentliche Aufgabenerledigung und Vereinsarbeit gehen hier Hand in Hand; hier zeigt man nicht mit dem Finger auf andere, sondern packt mit an; hier heißt es nicht: «Man sollte mal», sondern hier macht man's! Tieringen soll beispielgebend für andere Ortschaften sein!

Hans Freiherr Hiller Naturnahe Bewirtschaftung der Wälder – *von Gaertringen* Erfahrungen eines Preisträgers

Zunächst ist dem Schwäbischen Heimatbund und dem Württembergischen Sparkassen- und Giroverband sowie der Sparkassenstiftung Umweltschutz für die Einrichtung dieses Preises zu danken, mit dem eine naturverträgliche und dennoch wirtschaftliche Nutzung ausgezeichnet wird. Die Versöhnung von Ökologie und Ökonomie ist heute zwingend, denn wir können und wollen es uns nicht leisten, daß unsere Umwelt durch einseitig wirtschaftliches Denken geschädigt wird; auf der anderen Seite sind wir nicht so reich, daß wir auf Nutzungen, die uns die Natur bietet, verzichten können. Deshalb gehört die Zukunft hier nicht dem Entweder–Oder, sondern dem Sowohl–Als Auch. Dies ist nirgends so wichtig wie in der Forstwirtschaft.

Heute decken sich solche Überlegungen mit dem Zeitgeist. Daß dies nicht immer so war, will ich am Beispiel unseres Waldes zeigen. Dazu muß ich etwas ausholen, denn in der Waldwirtschaft gilt der Grundsatz, der über der Eingangstür der preußischen Forstakademie in Eberswalde zu lesen war:

Was wir ernten, haben wir nicht gesät,

Was wir säen, werden wir nicht ernten.

Was haben nun meine Vorfahren gesät, das ich heute ernten darf? Als der Münchener Professor der Forstwirtschaft, Karl Gayer, im Jahre 1886 sein grundlegendes Buch *Der gemischte Wald* schrieb und darin die Abkehr von Monokultur und Schlagwirtschaft sowie die Rückkehr zum gemischten Wald forderte, wurde in unserem Wald – wie auch sonst

in den meisten Wäldern – der Anteil des Laubholzes noch verringert und der des Nadelholzes, insbesondere der Fichte, vergrößert, weil man sich von ihr mehr Ertrag versprach. Die Nutzfunktion des Waldes stand damals wie im gesamten 19. Jahrhundert im Vordergrund.

«Holzackerbau» des Altersklassenwaldes aufgegeben – dafür «Plentern», Einzelstammwirtschaft, und standortgerechter «Nachwuchs»

Für unseren Wald trat die Wende ein, als mein Vater nach dem Ersten Weltkrieg die Bewirtschaftung des Waldes selbst übernahm und die Waldbaumethoden des Kammerherrn von Kalitsch in Bärenthoren sowie die Gedanken von Professor Alfred Möller, Eberswalde, über die Dauerwaldwirtschaft kennenlernte. Möller verwarf Kahlschlag und Bodenreinertragslehre des ausgehenden 19. Jahrhunderts und sah den Wald als einheitliches, lebendiges Wesen mit unendlich vielen Organen, z. B. Boden, Bäume, Sträucher, Kräuter, Tiere, Pilze, die alle zwischen den obersten Kronenspitzen und den tiefsten Wurzelverzweigungen zusammenwirken und miteinander in Wechselbeziehungen stehen; es ist von ewiger Dauer, das Holz wird nur als Frucht des Waldes geerntet, der Wald bleibt.

Als mein Vater in der Wirtschaftskrise Ende der 20er Jahre die Erträge unseres Waldes steigern mußte, setzte er auf diese ganz neue, umwälzende Sicht des Waldes: Er gab den «Holzackerbau» des